

Ungeachtet solcher Fehler und Mängel sind beide Bände allen Ernstes bestimmten Personen zu empfehlen, und zwar nicht nur als Quellen oft zwerchfellerschütternder Erheiterung wegen des Kontrastes zwischen gravitäischem Anspruch und tragikomischer Erfüllung, die sie natürlich auch sind.

Hallers Recherche-Buch bietet von ihren Betreuern alleingelassenen »blutjungen« Redaktions-Novizen und Studenten (aller Fächer) mit dem Berufsziel »Journalist« wertvolle Ratschläge aus der Praxis, die für diese in handwerklicher Hinsicht völlig ahnungslose Zielgruppe sicher den Rang von Offenbarungen besitzen. Nur in diesem Sinne ist es – wenn auch gewiß Hallers Intention entgegen – eben doch ein »Kochbuch« (neben anderen), das ohne Zweifel zu brauchbaren Resultaten leiten wird.

Das Reportage-Werk wiederum besticht durch seine erfrischende hemmungslose Subjektivität. Haller gelingt es, die Reportage als Genre plausibel von den Gattungen Zeitungsbericht, Feature, Magaziningeschichte und Report abzugrenzen: Er sieht die moderne Reportage in der Tradition des Augenzeugen- und Erlebnisberichtes; sie soll soziale Distanzen und institutionelle Barrieren überwinden, »um hinter die Fassaden zu blicken«. In ihrer Form sei sie im deutschen Sprachraum kein objektives Genre im Sinne des amerikanischen Journalismus, sondern durch die »subjektive Sicht des Reporters bestimmt«. Der Leser soll das Geschilderte in der Sichtweise des Reporters »betrachten und verstehen«.

Haller hebt damit die Reportage wieder auf das hohe Niveau jener sprachlichen Kunstform, das sie z. B. im 19. Jahrhundert (Heine, Weerth, Fontane) und in den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen Jahrhunderts (Kisch) besessen hat, dann im Zuge der Amerikanisierung hier und da verlor und später vereinzelt wiedererlangte, wofür viele preisgekrönte Reportagen (die mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichneten und andere) beredete Zeugen sind. Die wenigsten der zahllosen »Reporter« werden es freilich erreichen, und vermutlich kaum jene, die Haller mittels des Reportage-Buches auf das Niveau seiner hier nur angedeuteten Oberflächlichkeit und Fahrigkeit herabzieht. Hier hat einer der sich mehrenden Rufer in der Wüste durch höchst unsolide Ausgestaltung seines leidenschaftlichen Plädoyers

seine Chance vorläufig vertan. Dem Reportage-Buch wäre deshalb eine gründlich überarbeitete Neuauflage zu wünschen. Freilich entspringt dieser Wunsch nur der (zufälligen) Sympathie des Rezensenten mit Hallers zur Norm erhobenen (ebenfalls zufälligen) Vorliebe für die subjektivistische Version eines Genres.

ERHARD SCHREIBER, München

Bettina Maoro: *Die Zeitungswissenschaft in Westfalen 1914–45*. Das Institut für Zeitungswissenschaft in Münster und die Zeitungsforschung in Dortmund. – München, New York, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1987 (= Dortmund Beiträge zur Zeitungsforschung, Bd. 43), 491 Seiten.

Die gegenwartsorientierten Sozialwissenschaften haben ihre Historiophobie, *signum temporis* der siebziger Jahre, abgelegt. Im Zuge einer allgemeinen Rehistorisierung hat in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen eine Auseinandersetzung mit der eigenen Wissenschaftsgeschichte eingesetzt. Die jeweilige Fachentwicklung und -tradition, namentlich unter dem Nationalsozialismus, wird kritisch befragt und für das moderne wissenschaftliche Selbstverständnis untersucht. Die neue Wissenschaftsgeschichte in den Sozialwissenschaften hat erste Felder bestellt: das der frühen deutschen Soziologie (Dirk Käsler, 1984) oder das der Psychologie im Nationalsozialismus (Ulfrid Geuter, 1984).

Auch in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gibt es wissenschaftsgeschichtliche Impulse. Arnulf Kutsch hat mit seiner 1985 veröffentlichten Monographie »Rundfunkwissenschaft im Dritten Reich. Geschichte des Instituts für Rundfunkwissenschaft der Universität Freiburg« (vgl. die Rezension in »Publizistik«, 32. Jg. 1987/Heft 1, S. 140–142) Neuland betreten. Er hat die exemplarisch in den Blick genommene Institutsgeschichte nicht länger als reine Rundfunkgeschichte, sondern umfassend im Sinne einer sozialhistorischen Fach- und Kommunikationsgeschichte gedeutet.

Die vorliegende Untersuchung, eine Münsteraner Dissertation bei Winfried B. Lerg, ist ein weiterer Beitrag zur so verstandenen Institutio-

nengeschichte als Fachgeschichte. Sie untersucht das Institut für Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft an der Universität Münster in der Zeit von Weimarer Republik und »Drittem Reich«. Das 1919 gegründete Münsteraner Institut, nach Leipzig die zweite zeitungswissenschaftliche Einrichtung dieser Art an einer deutschen Hochschule, ist Maoros Gegenstand, während sie das Dortmunder Institut für Zeitungsforschung, anders als es der (vielleicht herausgebergenehme) Untertitel ausweist, nur beiläufig behandelt.

Maoro betrachtet die Geschichte der Zeitungswissenschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster im Kraftfeld interner Momente und externer Faktoren, indem sie danach fragt, »welche Rolle die sich ausbildende ›scientific community‹ und außerwissenschaftliche Einflüsse aus Politik, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft für die Institutionalisierung des Faches in Münster spielten und welche Folgen diese spezifische Institutionalisierung wiederum für die Entwicklung oder Verhinderung bestimmter Forschungskonzepte hatte«. Die Arbeit stützt sich auf eine breite Basis ungedruckter Quellen. Maoro bringt die dichten, wenn auch nicht lückenlosen Münsteraner Institutsakten zum Sprechen; sie zieht die kultusministeriellen Hochschulakten heran, so sie nicht in den (unzugänglich gebliebenen) Archiven von Potsdam und Merseburg lagern, sie durchdringt die Akten des Reichspropagandaministeriums und ergänzt dieses Material durch Nachlässe und Auskünfte von Zeitzeugen. Auf diesem Quellentableau rekonstruiert sie Zeit- und Denkhorizonte des Faches und entwirft ein vielschichtiges Bild der münsterischen Zeitungswissenschaft, für die sie drei Entwicklungsphasen unterscheidet.

Die erste Phase umspannte die Jahre von der Institutsgründung 1919 bis zum Jahr 1925. Die Aufbauperiode stand unter kriegsbedingtem Vorzeichen und blieb einer universitären Perspektive verpflichtet: Wie nie zuvor hatte der Erste Weltkrieg die Vitalkraft von öffentlicher Meinung und Massenpresse vor Augen geführt, was Münsteraner Wissenschaftler dazu bewegte, 1916 einen interfakultativen »Ausschuß für Zeitungswesen« zu bilden. Dieser schuf die ersten institutionellen Grundlagen für die münsterische Zeitungskunde, indem er Pressevorlesungen

plante, die Bildung eines kleinen Zeitungsarchivs unterstützte und bald ein zeitungskundliches Lektorat erstrebte. Die zeitungskundliche Lehre, darüber bestand Einigkeit, hatte einen allgemeinbildenden Auftrag wahrzunehmen. Der junge Karl d'Ester, der spätere Nestor der deutschen Zeitungswissenschaft, wies der programmatischen Fachausrichtung den Weg. Er begründete in Münster die pressehistoriographische Tradition mit kulturhistorischem Anspruch und hermeneutischer Methodik. Vor diesem Hintergrund blieb in den Aufbaujahren die Stellung zur Praxis undefiniert.

Das Verhältnis zur Pressepraxis änderte sich in der zweiten Entwicklungsphase des Instituts (die von der Mitte der zwanziger Jahre bis zum Machtantritt der Nationalsozialisten reichte), zumindest wenn es nach den Vorstellungen des Niederrheinisch-Westfälischen Zeitungsverleger-Vereins ging. Dieser wünschte sich die Aus- und Vorbildung von Journalisten, nicht zuletzt der Verlegersöhne, und strebte nach wissenschaftlicher Standesrepräsentation. Im Mai 1926 wurde das »Westfälisch-Niederrheinische Institut für Zeitungsforschung« in Dortmund gegründet. Auch an der Universität kam es zu einer »Institutionalisierung von ›Verlegers Gnaden‹: 1929 avancierte der wissenschaftlich und fachpolitisch profillöse Verlegerprotegé Heinrich Bause zum zeitungskundlichen Dozenten. Der institutionelle Fortbestand der münsterischen Zeitungswissenschaft war damit gesichert, aber das Institut war in den »Windschatten der Fachentwicklung« geraten: zukunftsweisende Momente – etwa eine Erweiterung des Paradigmas auf alle publizistischen Felder und Mittel – ließ das Münsteraner Institut außer acht.

Erst im nationalsozialistischen Deutschland – der dritten Phase – fand das Institut wieder Anschluß an die deutsche Zeitungswissenschaft. Neu war das staatlich-politische Interesse an der akademischen Disziplin. Auch die Zeitungswissenschaft selbst – seit 1933 zusammengeschlossen im Deutschen Zeitungswissenschaftlichen Verband – unterstützte eine politische Aufwertung des Faches, indem sie das Verhältnis zu Politik und Pressepraxis neu definierte. 1938 trat für die Zeitungswissenschaft in Münster eine »großzügige« Promotionsordnung in Kraft, nach zwanzig Jahren der bedeutsamste Schritt zur akademi-

schen Institutionalisierung. Der im folgenden Jahr zum zeitungswissenschaftlichen Dozenten ernannte Hubert Max erklärte mit fachinnovativem Zungenschlag Pressepraxis, Pressepolitik und erst zuletzt die traditionelle Pressehistoriographie zu seinen Lehr- und Forschungsschwerpunkten. Anerkennung stellte sich ein; seit 1941 durfte Max sich offiziell »Institutsleiter« nennen. Nach einem drei Jahrzehnte umfassenden, von Intrigen aller Art begleiteten Weg hatte die Münsteraner Zeitungswissenschaft ihre akademische Institutionalisierung erreicht – eine Institutionalisierung, die ihren (vorläufigen) Endpunkt im Zweiten Weltkrieg fand, weil sie eine »Institutionalisierung im Zeichen der Kriegswichtigkeit« war.

Konstitutiv für den Prozeß der Institutionalisierung war, so Maoros Fazit, das sich wandelnde Verhältnis von Forschung und Lehre. Aus der anfänglich tastenden, dem Allgemeinbildungspostulat verpflichteten Lehre entwickelte sich die Münsteraner Zeitungswissenschaft in den Weimarer Jahren zu einem genuinen Lehrfach ohne jede Forschungstätigkeit, bevor die Disziplin im Nationalsozialismus – politisiert und gegenwartsorientiert – ihre Forschungsbemühungen gleichberechtigt neben die Lehre stellte.

Maoro vermag ihre Kernthese überzeugend zu belegen, weil sie die Institutsgeschichte in einen außerwissenschaftlichen, politischen und personalen Rahmen einspannt. Das ist Vorzug, aber bisweilen auch Problem ihrer Arbeit: Angesichts der unzureichenden Erforschung der deutschen Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte im Nationalsozialismus, auch ihrer methodologischen Probleme, wirkt das für die Münsteraner Hochschule skizzierte Bild vergrößernd. Da Maoro auf wichtige (problemschärfende) Rahmen- und Vergleichsliteratur zur Wissenschaftsgeschichte verzichtet, fehlt mitunter der Sinn für Ambivalenzen. So wäre zu fragen, ob die Promotionsordnung von 1938 ausschließlich als Meilenstein der akademischen Institutionalisierung zu deuten ist. War sie nicht ebenso ein Mittel der politischen Indienstnahme und potentiellen fachpolitischen Reglementierung? Vergleichbares gilt für die Frage nach dem Neben- und Ineinander von Kontinuität und Diskontinuität. Unerörtert bleibt, wie vollkommen oder mehrdimensional der analysierte Kontinuitätsbruch von 1933 für

die Zeitungswissenschaft war. Trug nicht auch er einen Doppelcharakter mit temporärer, gestufter oder partieller Beharrung und radikalem Umbruch?

Doch solche Fragezeichen und Anmerkungen wirken marginal angesichts einer so materialreichen, überzeugend argumentierenden, spürbar um ein abgewogenes Urteil bemühten, auch gut geschriebenen Arbeit, deren Ergebnisse, so ist zu hoffen, weitere wissenschaftsgeschichtliche Forschungen anregen werden.

REMBERT UNTERSTELL, Marburg

Karl-Günther von Hase (Hrsg.): *Konrad Adenauer und die Presse*. – Bonn: Bouvier Verlag 1988 (= Rhöndorfer Gespräche, Bd. 9), 150 Seiten.

Der vorliegende Band protokolliert das Rhöndorfer Gespräch der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus vom 23. April 1987. Hanns Jürgen Küsters bezeichnet das Verhältnis Adenauers zu den Medien als »ein kaum beackertes Feld der Zeitgeschichtsforschung«. Das liegt gewiß nicht zuletzt an den Selektionsprinzipien der Rhöndorfer Stiftung bei der Zulassung von Historikern und Publizistikwissenschaftlern. Um so bemerkenswerter ist, daß die Beiträge in dieser Anthologie sich nicht auf feierndes Wehräuchern beschränken. Gerade Küsters' Analyse liefert, außer interessanten Quellenhinweisen und dem Versuch einer Systematisierung, bemerkenswert kritische Details, wie sie nur z. T. aus Barings Studien bekannt waren. Die Rhöndorfer Editionen der Briefe und der von Küsters bearbeiteten Teegespräche Adenauers bildeten die wesentliche Quelle, aber auch bisher unveröffentlichtes Material, das der Forschung zugänglich gemacht werden sollte.

Adenauers Verhältnis zur Presse war geprägt von der Praxis des Kaiserreiches. Er betrachtete die Medien als Instrument in der Hand des Regierungschefs. Den Regierungssprecher wünschte er sich als einen »demokratischen Goebbels«. Den scheint er allerdings nicht gefunden zu haben. In der Phase der absoluten Mehrheit der CDU (1957–1961) versuchte er deshalb, publizistisch alles festzuklopfen, doch mit wenig Erfolg,